

# Kabeiroi

Eine Kurzgeschichte von Marcus Hammerschmitt



Eine Sonderaktion von GDI Impuls Ausgabe Nummer 3.2012

# **Kabeiroi**

Eine Science-Fiction-Geschichte von Marcus Hammerschmitt

Herausgegeben von GDI Impuls, September 2012

Chefredaktion: Detlef Gürtler

Illustration Joppe Berlin: Frances Franzke

---

## Jungfrauen-Blues

Dabei war es so ein schöner Tag. Wir Jungfrauen sollen für alles dankbar sein, und ich war an diesem Tag für die Sonne und für mein ganzes Leben dankbar. Aber wie dieser junge Mann dann behandelt wurde, das verdarb mir die Laune.

Gerade zurückgekommen von meiner Wallfahrt nach Paris war ich. Dass ich ohne Original-Reliquie zurückkommen würde, hatte meine Jungfrauenschaft vorher gewusst. Natürlich hatten wir dafür gebetet, dass irgendein Wunder geschehen und mir eine echte Reliquie zufallen würde, vielleicht in der Notre-Dame, in der Madeleine-Kirche, in den Katakomben oder an sonst einem Ort, der für wahre Christen in Paris von Bedeutung ist. Ein Wunder ist immer möglich, wenn Gott es will. Und natürlich hatte Jungfrau Alberta, die dumme Kuh, wieder und wieder davon angefangen, dass es doch der Zirkel sei, der meine Wallfahrt nach Paris bezahle, und dass ich aus diesem Grund doch nahezu verpflichtet sei, eine echte Reliquie mitzubringen, wenn auch nur eine ganz kleine. Sie hatte das wie üblich nicht direkt gesagt, sondern gewissermassen in dem frömmelnden Gerede versteckt, das ihr Markenzeichen ist.

«Lobet den Herrn dafür, dass er uns schwache Frauen befähigt hat, die Jungfrau Maria nach Paris zu schicken, um nach einem geeigneten Symbol für unsere Verehrung, unsere Hingabe und unseren Glauben zu suchen.»

Jede von uns wusste, was das zu bedeuten hatte: Jungfrau Alberta war neidisch auf mich und hätte gern selbst nach Paris gewollt. Weil sie nun einmal überstimmt worden war, versuchte sie mir auf diese Art ans Bein zu treten. Ich antwortete mit der grössten Ruhe darauf.

«Jungfrau Alberta muss dafür gedankt werden, dass sie mich an meinen Auftrag erinnert hat, und wenn ich schon nicht in der Lage sein werde, die Dornenkrone aus der Notre-Dame zu stehlen, so werde ich doch für angemessenen Ersatz sorgen.»

Jungfrau Elise hatte gekichert, Jungfrau Sabine hatte sich tiefer über ihre betenden Hände gebeugt und «Amen!» gesagt. Jungfrau Alberta war aufgestanden, um ihren roten Kopf zum Waschraum zu tragen und tief durchzuatmen.

Diese kleine Auseinandersetzung wollte niemand überbewerten, und ich fuhr leichten Sinnes nach Paris. Die Tage dort waren erfüllt von Gebet und Andacht, den Eiffelturm sah ich auch, und ich traf auch andere Wallfahrer, zumal am Grab des heiligen Retentius, der zehn Jahre vorher im Kampf gegen radikalislamische Jugendliche in seiner Kirche den Märtyrertod gefunden hatte. In meiner Unterkunft, die mir von einer Pariser Jungfrauenschaft vermittelt worden war, fühlte ich mich nicht sehr wohl, aber glücklicherweise lag sie in der Nähe eines kleinen christlichen Teesalons.

Und dann geschah doch noch ein kleines Wunder. Es stand ausser Frage, dass ich das Granulat bei einem christlichen Devotionalienhandel besorgen musste. Ich gebe zu, dass ich im Grunde am ersten Tag hätte fündig werden können, aber ich wollte nicht den erstbesten Laden nehmen, über den ich stolperte. Als ich mich am dritten Tag meines Pariser Aufenthalts entschloss, den Kauf zu tätigen, geschah das kleine Wunder. Mir war nicht gleich klar, dass etwas Besonderes in der Luft lag, als ich den kleinen Laden in der Rue des Blancs-Manteaux betrat. Er war ein wenig staubig, und der Mann hinter der Theke war auch kein Ausbund von Freundlichkeit. Zunächst reichte er mir einfach nur die Packung mit dem Granulat über den Ladentisch. Ich wollte schon zur Bezahlung mit der Hand über die altmodische Kontaktplatte streifen, da bedeutete mir der Verkäufer, noch zu warten, und verliess den Verkaufsraum. Neugier und Skepsis kämpften in mir. Nach einer Weile kehrte der Verkäufer mit einem offenbar gebrechlichen Mann im Mönchsgewand am Arm zurück – es war anscheinend nicht ganz einfach, den behinderten Geistlichen durch den vollgestellten Laden zu geleiten. Wie erschrak ich in meinem Innersten, als ich erkannte, dass der fremde Mönch niemand anders war als Bruder Antoine, der tapfere Mann, der dem heiligen Retentius in seiner letzten Stunde beigestanden

hatte, ohne den Märtyrertod für ihn abwenden zu können, dabei selbst schier umgekommen wäre und jetzt seiner eigenen Seligsprechung harrte! Vor Ehrfurcht konnte ich nicht sprechen. Der Ladenbesitzer bat Bruder Antoine, das Granulat, das ich gerade kaufen wollte, zu segnen, und der tat es mit einer kleinen, bescheidenen Geste, die seinem Wesen, über das wir in der Jungfrauenschaft immer wieder meditiert hatten, so sehr entsprach. Ich kniete nieder, und er segnete auch mich. Dann murmelte er eine Entschuldigung und liess sich von dem Ladeninhaber wieder hinausführen. Man liess mir zehn Prozent vom Verkaufspreis nach. Selbstverständlich spendete ich das Geld später den Retentionern.

Wie glücklich ich in den folgenden Tagen war! Auf der Rückfahrt nach Köln konnte ich nur daran denken, dass wir unsere Reliquie aus Granulat körnern würden, das von Bruder Antoine selbst gesegnet worden war. Ich muss zugeben, dass ich mich auf das dumme Gesicht von Schwester Alberta freute.

Möglicherweise schickte mir der Herr das Erlebnis mit dem jungen Mann, um mich daran zu erinnern, dass aller Hochmut immer von Übel ist.

Ich war am Bahnhof angekommen und gönnte mir in einem Café gegenüber dem Haupteingang ein Glas Mineralwasser. Im Zug hatte ich es vermieden, auf die Toilette zu gehen (vor allem aus hygienischen Gründen). Das kalte Wasser verstärkte meinen Drang, und ich machte mich auf die Suche. Der Schankraum war seltsam leer, und da ich auf mich selbst angewiesen blieb, verlief ich mich. Als ich drei oder vier Türen, die vage wie Toilettentüren aussahen, verschlossen gefunden hatte, öffnete ich aus Trotz noch eine weitere. Unvermittelt stand ich draussen, in einer recht schmalen Seitengasse, die so nah am Bahnhof eigenartig vergessen und unbenutzt aussah.

Aber nicht das machte mir zu schaffen, sondern die Szene, mit der ich unmittelbar konfrontiert war. Keine fünf Meter von mir entfernt waren drei Männer damit beschäftigt, einen vierten in einen Transporter zu ver-

frachten. Die Häscher waren angezogen wie Hausmeister oder Handwerker. Der Gefangene, ein junger Mann, hätte in seinem dunklen Anzug so normal und unauffällig wie ein durchschnittlicher junger Unternehmer oder Manager gewirkt, wäre sein Mund nicht durch einen grossen grauen Klebestreifen verschlossen und seine Hände nicht hinter seinem Rücken gefesselt gewesen. Meine Wahrnehmung arbeitete überschnell. Bevor der Gefangene in dem Laderaum verschwand, drehte er seinen Kopf und sah mir direkt in die Augen. Dann knallten die Türen hinter ihm und seinen Bewachern zu, der Fahrer trabte nach vorne. Wenn man mich fragt, was ich eigentlich dachte oder fühlte, kann ich nur die absurde Antwort geben, dass mir eine winzige Tatsache merkwürdig vorkam: Der Wagen war an seiner Längsseite mit der Zeichnung eines aufgerollten Teppichs versehen. Ich dachte: Was soll das? Teppiche?

Etwas Klügeres zu denken, blieb mir keine Zeit mehr. Denn in diesem Moment trat ein fünfter Mann vor mich hin, dessen Anwesenheit mir bis dahin vollkommen entgangen war. Man kann wohl eher sagen, er wuchs aus dem Boden, und das wäre seiner dämonischen Natur auch viel angemessener gewesen. Denn wie ein Dämon kam er mir vor, als er mich spöttisch anlächelte und mich zurück in das Haus schob. Nur dieses Lächeln, der Druck gegen meine Schulter, das Schliessen der Tür. Als sei ich nichts. Ich stand dumm da, ich zitterte. Ich fühlte heisse Scham, weil ich es nicht wagte, die Tür wieder zu öffnen. «Wenigstens die Autonummer musst du dir merken», dachte ich, «für die Polizei! Mach schon!» Aber ich hatte den Mut nicht. Der Dämon hatte gesiegt.

Danach fand ich ohne Mühe die Toilette des Cafés, zahlte und ging. Ich beschloss, das Ereignis zu vergessen, das bei nüchterner Betrachtung vielleicht viel weniger Bedeutung hatte, als ich ihm zuzumessen bereit gewesen war.

Zwei Tage danach berichtete ich meiner Jungfrauenschaft von meinen Erfolgen in Paris. Die Begeisterung war gross. Seither ist Jungfrau Alberta bei uns nicht mehr aufgetaucht.

Schon morgen wollen wir unsere Reliquie aus dem geweihten Granulat körpern. Sie soll genau wie der Nagel vom Kreuz Christi aussehen, der unter der Konstantinssäule in Istanbul liegt.

---

## Zwischenfallansage

Man könnte jetzt sagen, dass sie immer irgendeinen Fehler machen. Aber das ist ja nicht wahr. Oder es ist vielleicht wahr, aber es hat keine Konsequenzen. Denn wir machen auch Fehler. Viele sogar. Wir schaffen die Lücken, in denen der Feind wohnt. Man kann sich anstrengen, aber bisher ist die totale Kontrolle eine Illusion. Das ist es ja genau, was mich am Dienst auch nach zwanzig Jahren noch so begeistert.

Zum Beispiel, als sich diese Tür öffnete, die wir zwar vorher aufgeklärt, aber eben deshalb nicht für wichtig gehalten hatten. Was sollte schon sein mit dem Hinterausgang eines Cafés, der seit Jahren nicht mehr wirklich benutzt wurde, weil es einen zweiten, einen aktuellen gab, den wir natürlich auch im Auge behielten? Und was passiert während der Operation? Genau diese unwichtige, seit Jahren nicht mehr richtig benutzte Tür öffnet sich. Genau in dem Moment, als wir Drechsler einsacken.

Man muss schon sagen, die Welt hat Humor. Wer kam durch die Tür? Nicht einer von Drechslers Genossen. Oder ein Kellner. Sondern ein Gast, eine Frau, die sich offenbar verlaufen hatte. Firefly 1 auf dem Dach gegenüber fragte mich, ob sie eine Bedrohung sei. Ich antwortete «Negativ!» und nahm die Sache selbst in die Hand.

Eine Bedrohung? Die konservativ gekleidete junge Frau, die verwirrt in die Sonne blinzelte und sich wohl fragte, wo sie da eigentlich gelandet war, sah nicht wie eine Bedrohung aus. Ich schob sie einfach wieder zurück durch die Tür, und sie liess es brav geschehen. Wir machten uns über die Dame kundig, und es kam heraus, dass sie eine von diesen Jungfrauen ist, die neuerdings bei den Katholiken so von sich reden machen. Maria Hau-

enstein, Sekretärin mit Heimarbeitsplatz bei einem der hiesigen kirchlichen Verlage.

Mehlhorn von der Continuity machte dann ein bisschen Wind, dass wir die Jungfrau Maria und ihre Freundinnen vielleicht genauer unter die Lupe nehmen sollten, immerhin hätten die einen ganz schön fortgeschrittenen Drucker am Start; dass uns die Hauenstein genau in dem Moment in die Quere gekommen sei, in dem wir Drechsler einsackten, und mit Granulat im Gepäck, das für weiss welche Aktion genutzt werden sollte, das sei doch schon ein seltsamer Zufall, oder? Er sehe da die Möglichkeit von Zusammenhängen mit den «Kabeiroi». Mehlhorn ist immer ein bisschen paranoid, das ist ja auch sein Job. Die Überwachung ergab: keine Bedrohung. Die Jungfrauen möchten sich nur eine Reliquie körpern. Es geht um schöner Beten, mehr nicht. Nachdem Mehlhorn die Aufnahmen gesehen hatte, hielt er einfach den Mund. «Tja, Mehlhorn», dachte ich. «Wenn man alles für eine Bedrohung hält, sieht man am Ende nicht einmal mehr den Unterschied zwischen einer Hauenstein und einem Drechsler.»

Natürlich hat Drechsler geleugnet, geschrien und getobt, das ist normal, das tun sie alle. Er hat auch ein bisschen aufs Maul bekommen, als er zu viel getobt hat, aber sachte – wir sind ja keine Unmenschen.

Sie kapieren es halt einfach nicht. Dass wir die Grenze sichern müssen. Was geschieht, wenn diese kleinen Ingenieure, diese verfehlten Genies mit ihrem Projekt durchkommen? Wenn sie die Drucker von Hans und Franz tatsächlich zu der Art Selbstreplikation befähigen, die sie im Kopf haben, was folgt dann? Die meisten von diesen Leuten sind nicht wirklich dumm; ich weiss das, ich habe schon genug von ihnen aus dem Verkehr gezogen. Es wird mir immer ein Rätsel bleiben, wie Kerle (und es sind immer Kerle), die hochkomplexe technologische Probleme meistern und die wirklich kreativ und schlau sind, wie solche Kerle nicht begreifen, dass wir sie an ihrem Tun hindern müssen.

Vielleicht ist es einfach eine Altersfrage. Die meisten von denen sind ja jünger als zwanzig, nach der Verwirrung geboren. Die haben das nicht mitbekommen, was damals los war, nachdem sich das Körpern überall voll etabliert hatte. Ein fünf Jahre andauernder Albtraum, bis der Pulverdampf verzogen war, und danach gab es die Europäische Union nicht mehr, und die Nato und die Russische Föderation auch nicht mehr. Von den meisten grösseren und mittleren Wirtschaftsunternehmen ganz zu schweigen. Plattgemacht, eines wie die anderen. Politisch, wirtschaftlich, gesellschaftlich – alle Karten neu gemischt. Wenn ich dran denke, dass man früher immer geglaubt hatte, irgendwann würden die Aliens landen und alles auf den Kopf stellen. Das haben dann schon wir selber besorgt. Eigentlich rauchen die Trümmer ja immer noch. Und Leute wie dieser Drechsler haben nichts als Zündelei im Kopf. Kinder mit Streichhölzern am Strand, und das Meer ist aus Benzin.

Wenn wir a) nicht verhindern, dass die Drucker von Hans und Franz sich selbst replizieren, und wenn wir b) zulassen, dass sie sogar verbesserte Versionen von sich selbst körpern – wobei b) mehr oder weniger logisch aus a) folgt –, dann reden wir sehr schnell von Nanoassemblern in den Händen von Privatleuten. Und dann würde ein Wahnsinn ausbrechen, gegen den die Verwirrung wie ein Kinderfasching aussähe.

Und natürlich versucht es einer (es sind immer Kerle) ab und zu doch. Oder eine Gruppe von Kerlen, wie diese «Telchinen», die wir mittlerweile weitgehend neutralisiert haben, oder jetzt dieser neue Verein von Super-schlauen, die «Kabeiroi». Sie haben es halt gerne antik und kryptisch, manche auch germanisch oder ägyptisch. Da könnte man ja drüber lachen, wenn diese Spinner nur Spinner wären. Letztes Jahr in Worms, das war verdammt knapp. Da hätte es beinahe einen Ausbruch gegeben. Ich träume jetzt noch schlecht davon.

Es hat eine Weile gedauert, bis ich begriffen habe, dass es zwischen mir und dem Feind keine Verständigung gibt. Sie tun, was sie tun, und ich tue, was ich kann, um sie daran zu hindern. Mehr ist nicht.

Noch weniger könnte ich Zivilisten erklären, dass Drechsler das gleiche Missgeschick widerfahren wird wie der Wormser Gruppe letztes Jahr. Zivilisten wie zum Beispiel meiner Tochter, die ich nachher von der Schule abhole. In zwei Wochen hat sie Geburtstag. Ich darf nicht vergessen, ihr was Schönes zu körpern.

---

## **Scheinopfer**

Sie haben mich. Sie denken, dass sie mich haben. Ich kann es an ihren Visagen sehen, an ihrer Selbstzufriedenheit. Es ist ja auch eine grosse Sache, eine Gruppe wie die «Kabeiroi» auffliegen zu lassen. Nach so langer Arbeit. Da wird die eine oder andere Beförderung drin sein. Ganz sicher für das kleine, graue Männchen mit dem scharfen Grips, das hier den Chef macht. Aber nur, wenn der Sieg auch wirklich einer ist.

Auch bei uns hat es eine ganze Menge Arbeit gegeben. Es war nicht einfach, einen Infektionsweg zu finden. Die Leute von der GNI-Sicherheit sind ja nicht von gestern. Aber je komplexer ein System, desto mehr Angriffspunkte. Und schliesslich haben wir einen gefunden.

Kernpunkt unserer Strategie war natürlich die Opferbereitschaft. Wer bereit ist, alles zu opfern, der hat immer einen strategischen Vorteil. Aber Opferbereitschaft, die ein Ergebnis der Verzweiflung ist, führt nur zu Kamikaze-Aktionen. Es kommt ja darauf an, für was man sich opfert. Für eine Geste – oder für einen Zweck. Eine Geste wäre uns zu billig gewesen. Den Mittelfinger ausstrecken kann jeder. Wir wollen keinen Ärger machen. Wir wollen den Gegner vernichten. Das Schöne daran ist, dass er uns dabei helfen wird.

Es wäre nicht möglich gewesen, den Keim in dem unsichtbaren Code-Tattoo zu verstecken, mit dem ich mich habe fangen lassen. Aber es war mit Hilfe dieses unsichtbaren Tattoos möglich, in dem ID-Scanner, mit dem sie mich nach meiner Gefangennahme traktiert haben, eine Tür aufzumachen. Er lädt sich die Bausteine für den Keim im Moment herunter. Der Keim ist

der Bauplan, mit dem jeder netzwerkfähige Drucker eine verbesserte Version seiner selbst körpeln kann. Wobei der Keim an diese verbesserte Version vererbt wird. Der Keim, das ist der Rammbock gegen die Grenze. So heisst die sture Blödheit bei Leuten wie dem kleinen, grauen Männchen.

Der Keim heisst «Entelecheia». Ich hätte ihm ja lieber überhaupt keinen Namen gegeben, und den fand ich ganz besonders bescheuert. Ich muss dabei immer an eine Ente denken, die Lecheia heissen soll. Aber die anderen haben sich durchgesetzt. Na, meinetwegen. Hauptsache, der Keim überwindet die Blödheit. Und das wird er. Alles, was der Scanner aus dem Netz nachlädt, Stück für Stück, ist unverdächtig, weil es als Update vom Hersteller des Scanners selbst kommt. Es hat Jahre gedauert, einen von uns bei diesem Hersteller so zu verankern, dass er jetzt dort tun und lassen kann, was er will. Der ID-Scanner, der mein unsichtbares und jetzt schon wieder verschwundenes Tattoo gelesen hat, brütet gerade den Keim aus, und wenn er lange genug gebrütet hat, wird er ihn verteilen, an jedes vernetzte elektronische Gerät mit genug Rechenpower und Speicherplatz in seiner Reichweite. Davon gibts viele, und dann beginnt das grosse Körpern. Dann beginnt die zweite Verwirrung.

Ich werd's nicht mehr erleben und die anderen auch nicht.

Was die Frau wohl dachte, die plötzlich in der Strasse stand, in der ich mich habe fangen lassen? Meine Verhaftung hat ihr wohl einen Schock versetzt. Da war eine Menge Angst in ihren Augen.

